

Den Höhepunkt der Untersuchung bringt das dritte und letzte Kapitel (S. 12–19): Zum kunst- und kulturgeschichtlichen Kontext des Saturn-Kultbildes in Rom. Dem Verf. gelingt es, darzulegen, in welcher Weise das ein Vierteljahrhundert früher eingeweihte Kultbild des Iuppiter Capitolinus, das von 69 v. Chr. bis 69 n. Chr. existierte, auf die Saturnstatue eingewirkt hat. Es handelt sich nicht nur um die allgemeine Erscheinung des halbnackten, thronenden Vatergottes. Beiden Statuen ist das spezielle Motiv des breiten Mantelzipfels eigen, der die Plastizität des linken Oberschenkels durch Rahmung betont und dann zwischen den Knien niederfällt. Der Verf. nennt es „kapitolinische“ Drapierungsart, und dieser Terminus dürfte sich künftig bewähren. Daß das Motiv an der Saturnstatue von dem Kultbild der Iuppiter Capitolinus übernommen ist, leuchtet unmittelbar ein. Diese Drapierung ist für parallel gesetzte Beine erfunden, während die Füße des Saturn übereinandergeschlagen sind, der rechte über dem linken, um die Fesselung anschaulich zu machen. Wie weit das „kapitolinische“ Gewandmotiv fortwirkte, zeigen die Tafeln 16–19, die bis ins Mittelalter, ja bis zur Barockmalerei führen.

Krause erweist sich in dieser Erstlingsarbeit als hervorragender Kenner stadt- und provinzialrömischer Plastik. Er behandelt die einzelnen Typen nicht pauschal, sondern differenzierend, wobei er den verschiedenen Strängen der Überlieferung nachgeht (S. 9) und das Verhältnis zwischen „gezielter Nachahmung und reicher Variation“ herausarbeitet (Anm. 157). Hervorzuheben ist auch, daß er sich um eine dem Gegenstand angemessene Sprache bemüht, was bei seiner Generation heute nicht selbstverständlich ist.

Ein ausführlicher Anmerkungsteil (S. 19–27) und ein ebensolches Tafelverzeichnis (S. 39–50) beschließen den Text. Bei dem letzteren wäre zu wünschen, daß Datierungen nicht nur bei Münzen, sondern auch bei den übrigen Denkmälern gegeben wären. Nicht nur Laien, für die ein solches Programm ebenfalls gedacht ist, sondern auch Studenten wären bei einer solchen Fülle von Denkmälern für einen chronologischen Anhalt dankbar.

Die 19 Tafeln sind, wie man es bei Philipp von Zabern gewohnt ist, von guter Qualität. Die Bedeutung eines Werkes wie der Bronzestatue des Saturn aus Ostia im Vatikan wird hier zum erstenmal klar (Taf. 2, 1–4 und Taf. 7, 1. 3.4). Auf fünf weiteren Tafeln stellt Klaus-Peter Goethert Neuzugänge in den Sammlungen des Archäologischen Instituts der Universität Trier aus den Jahren 1982/83 vor. Es handelt sich um Kleinbronzen, Terrakotten, Reliefkeramik und Mosaikglas, alle mit dem Herkunftsland Ägypten (Kairo, Alexandria), die einem der Schwerpunkte der archäologischen Forschung an der Universität Trier entsprechen.

*Erika Simon, Würzburg*

Die Iupitersäulen in den germanischen Provinzen: **Gerhard Bauchhenß**, Die Iupitergigantensäulen in der römischen Provinz Germania superior; **Peter Noelke**, Die Iupitersäulen und -pfeiler in der römischen Provinz Germania inferior. Beihefte der Bonner Jahrbücher 41 (Rheinland-Verlag, Köln 1981) 515 S., 103 Taf., 10 Karten. Leinen, 138,- DM.

Bauchhenß begründet seine Abhandlung über die obergermanischen Iupitergigantensäulen zu Recht mit der Feststellung, daß seit den Arbeiten F. Hertleins vor mehr als siebenzig Jahren keine umfassende Durchmusterung des breiten Materials mehr erfolgt sei.

Seine Vorbemerkungen gelten der Forschungsgeschichte, in deren Verlauf vor gut einhundert Jahren – ausgelöst durch zwei 1878 resp. 1885 zutage gekommene Fundkomplexe von Merten und Heddernheim – erstmals die Typologie der Iupitersäule im wesentlichen erkannt worden ist (5 f.). Die Zusammenschau beider Fundkomplexe machte es erstmals möglich, die Masse der Funde zwei Hauptgruppen zuzuweisen: den von einem Gigantenreiter bekrönten Säulen und solchen, die Statuetten des thronenden Iupiter trugen.

Auf diesen ersten Erkenntnissen aufbauend, sind bis heute weitere Differenzierungen der Denkmälergruppe möglich geworden, welche u. a. die architektonische Variationsbreite der Gattung beschreiben (6 f.).

Wichtig erscheint Rez. die verbindende Gemeinsamkeit, daß offenbar zu allen Säulenformen Altäre mit Weihung an Iupiter bzw. Iupiter und Iuno gehört haben (8). Mit dem durch literarische Quellen

gestützten Hinweis, daß im gallisch-germanischen Raum offenbar auch anderen Göttern geweihte Säulen bestanden, beendet Bauchhenß den ersten Abschnitt (9).

Im folgenden Teil der Forschungsgeschichte resümiert Bauchhenß die Diskussion um die Deutung der Jupitergigantensäulen (10 ff.). Es wird klar, daß – über anfängliche Deutung als Siegesdenkmal hinaus – der in der kanonischen antiken Kunst so eigentümlich fremde Gigantenreiter die Diskussion weitgehend bestimmt und schließlich ganz in religiöse Ausdeutungsformen gelenkt hat. Ausgehend von der Hedderheimer Säule resp. deren Weihung an IOM und dem Wissen, daß der ‚klassische‘ Jupiter nie als Reiter begegnet, erheben sich Fragen nach etwaigen provinziellen Einflüssen, ob diese keltisch, germanisch oder gar orientalisch seien (10). Bauchhenß betont zu Recht, daß über dem Reiter die anderen Bauteile der Gattung vernachlässigt wurden und daß nur Hertlein es war, der mit seiner Deutung der Säulendenkmäler auf die germanische Irminsul den Versuch machte, alle Einzelelemente des Normaltypus gemeinsam in kosmischem Rahmen zu deuten (11 f.).

Nach diesen resümierenden Teilen aus der Forschungsgeschichte wendet sich Bauchhenß Fragen des Verbreitungsgebietes und seiner Bevölkerung zu (14 ff.). Er führt den Nachweis, daß die Spuren der Denkmälergattung in der gesamten Germania Superior verbreitet sind, und zwar derart, daß sie sich „im nördlichen Teil der Provinz Germania Superior und im anschließenden östlichen Teil von Gallia Belgica konzentrieren“ (14). Sie strahlen also nach Westen viel weiter aus als nach Osten: in Raetien und in Pannonien sind nur wenige Spuren vorhanden; auch der Norden ist praktisch fundleer (15 f.), und östliche Provinzen, wie etwa Bithynien, sind ganz indiskutabel (16). Ungleichmäßige Verteilung in der Germania Superior selbst führt er einleuchtend auf Überlieferungsimponderabilien zurück (16 f.). – In der für die Deutungsgeschichte unserer Denkmäler so wichtigen Frage, ob das Verbreitungsgebiet der Gigantensäulen vorwiegend von germanischen oder keltischen Stämmen besiedelt war, entscheidet sich Bauchhenß aus m. E. überzeugenden Gründen für die keltische Komponente (18 ff.).

Es folgt ein Kapitel über Fundorte und Fundumstände der Jupitergigantensäulen (21 ff.). Hier fällt auf, daß ihre Errichtung an verschiedensten Orten stattfand: Das Spektrum reicht von dorfarmigen Ansiedlungen über einzelne villae rusticae bis zu Heiligtümern. Bezüglich letzterer fällt auf, daß die Säulen häufig auch in solchen Bezirken auftauchen, die nicht dem Iupiter geweiht sind; auffallend oft begegnen sie in dem Mercur geweihten Anlagen (21 f.); aber auch andere Götterbezirke lassen sich als Aufstellungsort nachweisen: so Bezirke für Mithras und Dolichenus. Natürlich kommen auch Heiligtümer in Frage, die vornehmlich dem Jupiter gehören; oft begegnen sie zusammen mit Weihungen für andere Götter, so für Mercur und Rosmerta, Apollo, Apollo Grannus und der Sirona sowie für Hercules, Vulcan und Venus (22 f.). Auch an nicht näher zu bestimmenden Plätzen tauchen sie auf; so an Straßenkreuzungen und vor den Mauern von Siedlungen (23 f.).

Einen bisher nicht eindeutig geklärten Punkt berührt Bauchhenß zum Abschluß, nämlich die häufig bezeugte Auffindung von Säulentrümmern in ‚römischen Brunnen‘. Der Gedanke, daß solche ‚Brunnen‘ in Wirklichkeit bothros-ähnliche Schächte sein könnten, in denen die Fragmente kultisch bestattet wurden, „um die Reste der Säulen nach einer Beschädigung oder Zerstörung vor weiterer Profanierung zu schützen“ (26), ist genereller Überprüfung wert; jedenfalls entspräche dies völlig ‚klassisch‘-antikem Brauch.

Bauchhenß schließt ein Kapitel über Chronologie und Werkstätten an und macht folgerichtig diejenigen Denkmäler zur Grundlage seiner Betrachtung, die durch Konsulsnamen datiert sind (27 ff.). Dieses Material umfaßt die Spanne von 170 bis 246 n. Chr. und entspricht damit völlig dem stilistischen Eindruck, den die Masse des nicht datierten Materials vermittelt (27). Während einige ganz wenige Stücke bis in flavisch-traianische Zeit zurückgehen mögen, endet das Material, besonders in Rheinnähe, kurz nach der Mitte des 3. Jahrhunderts; die politische Erklärung, daß der Rhein um 260 wieder Reichsgrenze wird, besticht (28). – Werkstattzusammenhänge innerhalb des breiten Materials zu erkunden, fühlt sich Bauchhenß begreiflicherweise verlockt, doch wird die Problematik schnell deutlich, wenn er einen Viergötterstein als „zugewiesen“ zitiert (28), und im Katalog (Nr. 110.111) die Zuweisung als „vermutungsweise“ gegeben einschränkt.

Es folgt eine Diskussion über die Herkunft der Gigantensäulen, welche den Autor – der verschlungenen Deutungsgeschichte entsprechend (vgl. 10 ff.) – in die alte Antithese zwischen germanischem, keltischem und römischem Ursprung hineinzieht (31 ff.). Der Umstand, daß die Große Mainzer Jupitersäule,

die – pro salute Neronis geweiht – als römisches Staatsmonument schon lange als vorbildgebend für die obergermanischen Säulendenkmäler erkannt worden war (33; Kat. 272–275), dient Bauchhenß als Anlaß für einen Kompromiß: Während für keltische Religionsvorstellungen ein Zeuskult in Gestalt einer Eiche belegt ist und die Säulen zuweilen auch Eichenlaub zeigen (Kat. 210), gab jenes erwiesenermaßen ‚römische‘ Denkmal, welches zudem auch stadtrömische Vorläufer hat (38 ff.), „den Anstoß für eine Übersetzung des Baumkultes in Stein“ (41). – Ein immerhin diskutabler Deutungsvorschlag; es ist aber zu prüfen, ob alle Voraussetzungen stimmen (dazu u. S 458).

Im Anschluß daran resümiert Bauchhenß die Inschriften der Säulendenkmäler, die bei der Gattung offenbar fest zur Regel gehörten (42 ff.): 88 erhaltene Stücke verteilen sich auf Viergöttersteine, Zwischensockel sowie Altäre. 45 an den entsprechenden Stellen erhaltene Inschriften nennen IOM als Weihe-Adressat, 33mal neben ihm auch Iuno Regina. Bauchhenß beweist schlüssig, daß damit diejenigen Götter benannt werden, die in jedem Falle auch auf dem Monument dargestellt sind: IOM in Gestalt des Reiters als Säulenbekrönung und Juno, meistens am Sockel (43). Ob das zuweilen auftretende Götterpaar Jupiter-Juno auf keltischen Einflüssen beruht, ist mindestens strittig: immerhin ist ‚Regina‘ auch die Epiklese der Synnaos des IOM (44). – Die Weihenden sind meist Männer, vereinzelt auch Frauen; davon jedoch oft nur als coniux. Ferner treten Familien, Ehe- und Brüderpaare sowie auch Kollektive als Weihende auf. Oft begegnen Soldaten, von 88 immerhin 10; auch kommen Beamte als Weihende vor, zuweilen sogar als restituierende Instanz (44 ff.).

Bauchhenß fährt fort mit einem weiteren Hauptteil, dem Kapitel über Viergöttersteine. Nach allgemeiner Klärung ihrer Typologie (47 f.) widmet er sich der Darstellungsthemen. Die sogenannte ‚Normalreihe‘, die vierseitige Darstellungsfolge von Juno, Minerva, Mercur und Hercules steht am Beginn. Immerhin zeigen 65 Steine diese Reihe, und 23 fragmentarische kommen vielleicht noch hinzu, so daß fast die Hälfte aller bekannten Viergöttersteine in diese Gruppe gehören (48 ff.). – Neben einem Exkurs über sonstige Götter darstellende Varianten (52 ff.) resümiert Bauchhenß völlig zu recht: „Die Bildtypen sind alle aus der griechisch-römischen Kunst entlehnt“ (54). Bei der Normalreihe konzentriert sich der Blick sogar ganz auf den römischen Hauptkult, den der Kapitolinischen Trias: Wie Bauchhenß richtig bemerkt, können die hier vereinten Gottheiten sogar an zentralster Stelle begegnen, im Giebel des Kapitolinischen Jupitertempels zu Rom (50).

Gerade diese Tatsache aber suggeriert Rez. eine Frage: Wenn die Trias-Götter als ‚Gruppe‘ doch immer ‚nebeneinander‘ erscheinen, sollte man dann nicht auch die Ablesefolge der Normalreihe unter ähnlichen Gesichtspunkten sehen? Ob rechts- oder linksläufige Leseweise – Bauchhenß entscheidet sich für die letzte (49) –, immer müssen zwangsläufig Termini wie ‚Vorder‘-, ‚Neben‘- oder gar ‚Rück‘seite als Bestimmungsort für die einzelnen Götter benutzt werden, welche deren ‚Gruppe‘ letztlich zerreißen. Während nun Bauchhenß mit Recht die alte durch F. Haug eingeführte<sup>1</sup> rechtsläufige Leserichtung ablehnt, weil sie mit der Folge Juno-Mercur-Hercules-Minerva die eng an der Kapitolinischen Trias zusammengebundenen Göttinnen trennt, propagiert er nach dem Vorgang von Koepp und Drexel<sup>2</sup> eine linksläufige Ableserichtung, weil sie die im kapitolinischen Kult zusammengehörenden Göttinnen in dieser ihrer Nähe beläßt: Juno-Minerva-Hercules-Mercur.

Das Problem aber ist auch damit noch nicht gelöst: Wie Bauchhenß selber erkennt, sind zuweilen auch die beiden anderen Götter der Normalreihe, Mercur und Hercules, mit der Kapitolinischen Trias verbunden. Nun zeigt ein von ihm diesbezüglich zitiertes Denkmal – die monumentale Trias-Darstellung vom Bogen zu Benevent<sup>3</sup> –, daß es offenbar eine feste ‚Standordnung‘ gab: Minerva steht zur Rechten der Juno, Jupiter selbst in der Mitte der beiden; Mercur erscheint, nach außen versetzt, zur Linken der Juno, Hercules, auf der anderen Seite der Gruppe, zur Rechten Minervas. Weitere, z. T. ganz bescheidene Darstellungen der Trias geben stereotyp das gleiche Bild wieder<sup>4</sup> und bestätigen so unsere Standordnung; wie streng dabei unsere ‚Beigötter‘ Mercur und Hercules zu ihrer jeweiligen kapitolini-

<sup>1</sup> F. Haug, Westdt. Zeitschr. 10, 1891, 9 ff.; 125 ff.; 295 ff. – Die Literaturkürzungen im folgenden nach: Archäologischer Anzeiger 1980, 615–624.

<sup>2</sup> F. Koepp, Ber. RGK 13, 1921, 37; F. Drexel, Ber. RGK 14, 1922, 56.

<sup>3</sup> T. Lorenz, Leben und Regierung Traians auf dem Bogen von Benevent (1973) 38 f. Taf. 11a.

<sup>4</sup> So eine Ara in Rom (Helbig<sup>4</sup> II 204 ff. Nr. 1400).

schen Synnaos gehörten, führen überdies Abbildungen der Triasgruppe vor Augen, auf denen die Göttinnen ihre Seiten vertauschen: jeweils vollziehen die Beigötter dann den Seitentausch mit<sup>5</sup>.

Was resultiert nun daraus für die Normalreihe der Viergöttersteine und deren Leserichtung? Indem unsere Standordnung Mercur und Hercules fest in den Triasverband integriert und diese Götter zugleich auch Mitglieder der Normalreihe sind, liegt es nahe, die gleiche Standordnung auch für die Viergöttersteine zu fordern. Weder die rechts- noch die linksläufige Lesung erfüllt aber dies Postulat: Bei der rechtsläufigen Lesung stehen Mercur und Hercules in der Mitte, bei der linksläufigen gar an der rechten Außenseite der Gruppe. Wenn nun aber weder die links- noch die rechtsläufige Ableserichtung der Normalreihe der festen Standordnung der Göttergruppe entspricht, welche Lesefolge bietet sich dann?

Wie Bauchhenß in der Folge von Koepp und Drexel richtig betont, bilden „Minerva und Juno ein eng zusammengehöriges Paar, das zusammen mit dem auf der Spitze der Säule dargestellten Jupiter die Kapitolinische Trias bildet“ (49). Die beiden Göttinnen sind also auf den Viergöttersteinen eindeutig die ‚Hauptpersonen‘.

Von diesen ‚Hauptpersonen‘ muß natürlich nun auch die Lesung ausgehen: Juno und Minerva dürfen weder voneinander getrennt gesehen werden, noch an eine Seite der Gruppe verschoben. Wie die zentrale Kompositionsweise der herkömmlichen Triasgruppe es fordert, haben sie – zusammen mit dem bekrönenden Jupiter auf der Säule – im Zentrum der Normalreihe zu stehen.

Dies illustrieren unsere Viergöttersteine nun in der Tat mit erstaunlicher Klarheit – wenn wir eine neue ‚Lesung‘ anwenden: Klappt man nämlich imaginär die Götter der Normalreihe um jene Viergötterstein-Vertikalkante symmetrisch nach vorn zum Betrachter, welche Juno und Minerva trennt, also gewissermaßen zentral durch beide genau dort hindurchläuft, wo in der vollständigen Gruppe Jupiter steht, so bietet die Götterfolge nun genau dasjenige Bild, wie die zitierten Trias-Reliefs: Hercules-Minerva-(Jupiter auf der Spitze der Säule)-Juno-Mercur<sup>6</sup>! Auch hier ist die Abfolge so sicher, daß, stehen die beiden kapitolinischen Göttinnen einmal ‚seitenverkehrt‘, ihre Beigötter den Seitentausch mitmachen<sup>7</sup>!

Was verbirgt sich nun hinter dieser offensichtlich keinesfalls zufälligen, sondern betont stereotypen Aufstellungsordnung? Es ist offenbar mehr, als die bloße Absicht, die Kapitolinische Trias zu zeigen: Flavische Sesterz-Emissionen der Jahre 74–78 mit der gewaltigen Front des stadtrömischen Kapitolinischen Jupitertempels auf dem Revers geben die Lösung<sup>8</sup>: Indem hier die Tempelkultbilder in gleicher Anordnung stehen wie in unserer neuen Normalreihen-Lesung, und dieses Bild durch die Beigötter ergänzt wird, die auf den Risaliten der Freitreppe stehen, wird klar, *was* die Viergöttersteine mit der Normalreihe abbilden: die Front des Kapitolinischen Jupitertempels zu Rom in ihrem kolossalen Statuenschmuck!

Bauchhenß schließt eine kurze Betrachtung der Zwischensockel (6) hier an und stellt dabei einige in der Forschung bisher verkannte oder mißdeutete Umstände richtig (56 ff.). So wurde die Denkmälergruppe einst pauschal als ‚Wochengöttersteine‘ bezeichnet, weil eine größere Anzahl – Bauchhenß zählt heute 26 von 77 – die Wochengötter abbilden. Es scheint aber eine weitere Teilgruppe zu geben, die zumindest in ihrer Darstellungstypologie eindeutig früher begegnet: eine Gruppe von etwa 10 Stücken, die auf den Seiten kanonisch die Dioskuren abbildet und damit dem Zwischensockel der Großen Mainzer Jupiter-säule entspricht (57).

Sieht man in diesem Kontext, daß zuweilen auch Sol und Luna an den Seiten der Steine auftauchen (Bauchhenß 59; Kat. 237) – also wie die Castores in engem Verbund mit der Kapitolinischen Trias

<sup>5</sup> So ein Weiherelief aus Nicopolis in Sofia (S. Ferri, *Arte romana sul Danubio* [1933] 379. 383 Abb. 522 ff.). – Eine Schale aus Volterra (E. Gerhard, *SitzBer Berlin* 1840, 388 [= Kleine Schriften I 1866, 200 Anm. 30; 213 Tafbd. 1868, 18,3.4]).

<sup>6</sup> Dieses Gesetz gilt etwa für folgende Viergöttersteine bei Bauchhenß: Kat. 4. 11. 27. 28. 29. 38. 43. 72. 84. 125. 129. 170. 183. 184. 186. 189. 191. 212. 222. 232. 256. 261. 264. 265. 296. 297. 298. 300. 303. 314. 355. 391. 404. 419. 432. 433. 449. 462. 473. 497. 505. 508. 516. 525. 536. 564. 579. – Höchstwahrscheinlich gehören auch folgende auf einer Seite zerstörten resp. nicht mehr sicher benennbaren Viergöttersteine in unsere Reihe: Kat. 1. 24. 79. 203. 269. 305. 387. 460. 486. 492. 526. 551. 578.

<sup>7</sup> Folgende Steine bei Bauchhenß dokumentieren diesen Vorgang: Kat. 15. 42. 220. 493.

<sup>8</sup> BMC, *Mattingly, Coins II* 173 Nr. 734.

stehende Götter – so ist zumindest die Frage erlaubt, ob nicht auch sie ursprünglich fest in die kanonische Darstellungsthematik der Iupitergigantensäulen eingebunden gewesen sein könnten und erst später von den ‚Wochengöttersteinen‘ verdrängt worden sind.

Es folgt ein kurzer Abschnitt über die Säulen- und Kapitellformen unserer Gattung. Bauchhenß diskutiert kurz die Schaftverzierung der üblichen ‚Schuppen Säulen‘ und konstatiert, „daß bei dem Schuppenornament auch durchaus an konkrete Erinnerungen an den ursprünglichen Baumcharakter der Säulen (s. o. 32 f.) gedacht werden kann“ (63). – In seiner Kapitell-Diskussion erscheint Rez. besonders die Feststellung wichtig, daß einige Kapitelle „in ihrem Bildschmuck deutlich auf die Gigantendarstellungen der bekrönenden Gruppen anspielen“ (64). Könnte dies etwa auch für die Säulen gelten? Für eine Gesamt-Interpretation der Denkmäler als einer ursprünglich fest thematisierten Gattung wäre das wichtig.

So erscheint es plötzlich in ganz anderem Licht, wenn etwa der Schaft der Säule von Hausen (Bauchhenß Kat. 210) anstelle des mehr ornamentalen Lorbeerblatt-Schuppenmusters in voller Länge in Eichenlaub eingehüllt ist: Sind die Beziehungen Jupiters zur Eiche wirklich „ziemlich gering“, wie Bauchhenß empfindet (33)? Gerade der stadtrömische Jupiter Capitolinus ist es, dem als spezifisches Attribut die Eiche gehört. So läßt sich wahrscheinlich am Kapitolstempel selbst Eichenlaubschmuck nachweisen<sup>9</sup>, und Iupiter Optimus Maximus trägt auf Commodus-Medaillonen den eichenen Kranz<sup>10</sup>; das im Original erhaltene Kultbild des Jupiter Capitolinus von Scarbantia überliefert dieses ureigene ‚kapitolinische‘ Attribut in kolossalem Maßstab<sup>11</sup>. Nicht nur der Viergötterstein-Sockel also, sondern auch die über ihm aufragende Säule spielt deutlich auf einen ganz bestimmten Gott an, den Iupiter Optimus Maximus Capitolinus!

Der letzte, dem Autor wohl wichtigste Abschnitt behandelt den die Säule bekrönenden Reiter sowie das unter ihm kauernde Monstrum (65 ff). Eine kurze typologische Durchmusterung der Gruppen nebst deren kunstgeschichtlichem Kontext erbringt klar das Ergebnis, daß „beide als Gegner verstanden werden“ müssen (71). Der offensichtliche Widerspruch, daß einerseits der Reiter zuweilen den Blitz trägt und so im Zusammenhang mit der IOM-Weihung Jupiter sein muß, andererseits aber die Darstellung des Gottes als Reiter „in dieser Form nicht römisch sein“ (72) kann, führt Bauchhenß auf das Deutungsproblem (72 ff.): Nachdem Parallelen in den östlichen Reichsteilen sich als nicht überzeugend erweisen (72), konzentriert er sich aufgrund des zuweilen dem Reiter als Attribut beigegebenen Rades auf den keltischen Raum (73). – Der Autor unterzieht sich im folgenden dankenswerterweise der mühevollen Aufgabe, die Sekundärliteratur zu keltischen Religionsvorstellungen zu sichten: Als pars pro toto für deren z. T. verworren-scurrile Auswüchse stehe hier nur eine Argumentation zur Widerlegung des Rades als Sonnensymbol: „Die Darstellung der Sonne als Rad setze voraus, daß man gewußt habe, daß die Sonne sich um ihre eigene Achse dreht. Das sei aber erst von Galilei entdeckt worden“ (76). Letztlich gelingt es Bauchhenß trotz solcher Behinderungen aus der religionswissenschaftlichen ‚Literatur‘, den Gigantenreiter als mit keltischen Vorstellungen stark befrachteten Typus zu erweisen (81). Ob dieser dabei jedoch ausschließlich keltische Wurzeln haben muß, scheint Rez. noch offen: Im Kontext der rein römischen Statuentypologie auf den Viergöttersteinen muß wohl auch bezüglich des Reiters noch einmal die römische Seite befragt werden.

Rez. ist sich dabei völlig bewußt, daß bei der so eigentümlich verfremdeten Typologie des Gigantenreiters mit keltischen resp. auch germanischen Einflüssen zu rechnen ist; Bauchhenß hat hierzu die Möglichkeiten kurz und klar diskutiert (65 ff.). Es ist aber dennoch – zumal im Kontext mit den so eindeutig auf den kapitolinischen Kult orientierten Elementen von Sockel und Säule – auch hier wieder zu fragen, ob das Motiv des Gigantenreiters nicht ebenfalls römische Wurzeln besitzt. Unser Blick richtet sich hierbei auf den Giebel des stadtrömischen Iupiter-Capitolinus-Tempels, dessen First nach der einheitlichen Aussage der Münzprägung<sup>12</sup> und sonstiger archäologischer<sup>13</sup> wie literarischer<sup>14</sup> Quellen seit

<sup>9</sup> Munoz/Colini, Campidoglio (1930) 44 Abb. 32l.

<sup>10</sup> F. Gnechi, I medaglioni Romani II (1912) 56 Nr. 41.

<sup>11</sup> C. Praschnicker, ÖJh 30, 1937, 112 ff. Beibl. 1 Abb. 36m. 41. 43 Taf. 2 f.

<sup>12</sup> BMC, Mattingly, Coins II 346 Nr. 242.

<sup>13</sup> E. Simon, JdI 75, 1960, 144 f. 148 Abb. 7.

<sup>14</sup> Liv. X 23, 11 f.

alters<sup>15</sup> mit einer mächtigen Quadriga sowie dem fahrenden Jupiter geschmückt war. Die rasende Fahrt des blitzschleudernden Gottes wird vornehmlich dadurch charakterisiert, daß die Pferde den Eindruck vermitteln, stark nach vorn aufzusteigen<sup>16</sup>. Dieses Motiv aber bedarf, zumal in kolossalem Maßstab, den wir auf diesem Tempel zu erwarten haben, bereits aus rein statischen Gründen einer sicheren Stütze. Da fallen uns nun diejenigen Säulenbekrönungen ein, die den Jupiter in der Biga über den niedergerittenen Giganten hinwegfahrend zeigen (Bauchhenß 68, Taf. 49) und dabei die postulierte Stütze in Form des zu Boden gerittenen Monstrums aufweisen.

Gab es nun etwa auch im Giebel des stadtrömischen Jupitertempels einen Giganten? Ein unter Vespasian für Domitian geprägtes As der Jahre 77/78 n. Chr. zeigt in der Tat, daß wir mit einer monumentalen Gigantendarstellung im Giebel des Tempels zu rechnen haben<sup>17</sup>: Direkt unter der Akroter-Quadriga des Dachfirstes plaziert, füllt er den Zentralteil des Giebelympanums aus. Da wir jedoch wissen, daß diese zentrale Stelle des Giebels in Wahrheit von der kapitolinischen Kultgruppe und deren Beigöttern ausgefüllt wurde<sup>18</sup>, liegt nahe, hier an eine Darstellungsverkürzung zu denken: Gehört der Gigant etwa zu dem Jupiter-Quadrigatus, der direkt über ihm auf dem Giebelfirst steht? Das Motiv ist der stadtrömischen Kunst immerhin völlig geläufig<sup>19</sup> und wird auch in allegorischer Form deutlich zitiert<sup>20</sup>.

Nach Aussage dieser Quellen haben wir es also wohl auch bei dem ‚provinziellen‘ Typus des obergermanischen Gigantenreiters letztlich mit einer stadtrömischen Erfindung zu tun, einer Erfindung, die als Ur-Vorbild den mächtigen Jupiter-Quadrigatus auf dem Giebelfirst des Capitolinus-Tempels zu Rom besitzt<sup>21</sup>. Eine derartige typologische Herleitung würde dann die wenigen Exemplare des in der Biga fahrenden Gottes – gegenüber den weitgehend reduzierten ‚normalen‘ Gigantenreitern – als die motivisch ‚originalgetreueren‘ Nachschöpfungen des gemeinsamen Vorbildes erscheinen lassen; interessanterweise begegnet hier auch der Jupiter in ‚klassischer‘ Kleidung (Bauchhenß Taf. 49) und nicht im sonst von der Masse der Denkmäler verwendeten Panzer resp. tunika-ähnlichen Mantel.

Abschließend klärte sich durch diese typologische Herleitung noch ein weiteres Problem: Die Gigantensäulen sind – soweit es durch den Erhaltungszustand nachprüfbar ist – dem I(upiter) O(ptimus) M(aximus) geweiht, und man hat ausführlich diskutiert, warum denn nie eine weitere Epiklese genannt ist, da der Reiter doch offenbar eine Lokalgottheit sei<sup>22</sup>: Wenn er jedoch letztlich vom stadtrömischen

<sup>15</sup> Plin. nat. hist. XXVIII 2, 16.

<sup>16</sup> Die archäologischen Denkmäler nachgewiesen bei M. Horster, AA 1975, 418 ff. Abb. 16 Anm. 47; 430 f. Nr. 39. 42. 47. 48. – Für die Münzen vgl. bes. die gerade in ihrer starken Vereinfachung eindrucksvollen Prägungen des Petillius Capitolinus (A. M. Colini, BullCom 53, 1925, 172 ff.), denen die veristischen flavischer Zeit voll entsprechen (ebd. 178 ff.; dazu bes. H. Jucker, JbBernHistMus 39/40, 1959/60, 268 ff.).

<sup>17</sup> H. A. Cahn, NumChron 6, 1946, 17 f. Nr. 31 Taf. 2,5. – A. Picard, Karthago 4, 1953, 111 Abb. 4. – Jucker a. O. 291 Taf. 2,3. – Die zuerst von L. Curtius, Mdl 4, 1951, 11 Taf. 4 vorgetragene Benennung des schlangenfüßigen Dämons im Giebel als Summanus kann aus von F. Goethert, RM 55, 1940, 234, gegebenen Gründen nicht zutreffen: Es ist ein Gigant.

<sup>18</sup> Die kontinuierliche numismatische Überlieferung diskutiert A. M. Colini, BullCom 53, 1925, 169 ff.; bes. 176 ff.

<sup>19</sup> So etwa Denare des Cn. Cornelius Sisenna (M. Crawford, Roman republican coinage I [1974] 318 f. Nr. 310). – Die beigegebenen Himmelszeichen – Sonne und Mond – sind dabei so sehr mit dem Giebel des Kapitolinischen Jupitertempels verbunden, daß zumindest die Frage erlaubt ist, ob die Gigantenkampfszene auf dem Sisenna-Revers nicht eben diese Gruppe abbildet: In diesem Sinne vgl. die Motiv-Kombination auf Tonlampen aus Rom (C. W. Scheurleer, AA 1922, 238 Abb. 27. – W. Wieseler, GGN 10, 1870, 173 ff. Nr. 1). – Letztlich steht die Einbindung der Kapitolinischen Trias in auf- und untergehende Wagen von Sol und Luna hinter diesen Kürzeln, vgl. die archäologischen Denkmäler o. Anm. 16.

<sup>20</sup> So etwa Denare des L. Valerius Acisculus (Crawford a. O. I 484 f. Nr. 4); zur richtigen Interpretation von Avers und Revers als einer zusammenhängenden allegorischen Szene kurz und bündig F. Goethert a. O. 234 ff.

<sup>21</sup> So schon Oxé, Mainzer Zeitschr. 7, 1912, 35; allerdings noch ohne den Nachweis eines Giganten im Giebel. – Zur allgemeinen Quadriga-Frage am kapitolinischen Tempel vgl. Colini a. O. 191 ff. mit Abb. 1.

<sup>22</sup> „Warum gerade der Empfänger unserer Denkmäler im Gegensatz zu mehreren als IOM angesprochenen orientalischen wie einheimischen Hauptgöttern ohne herkunftsbezogenen Beinamen blieb, darüber können nur Spekulationen angestellt werden“ (Noelke 401 f.; die ganze Namensdiskussion zum „keltischen Radgott“ m. ä. Lit. vgl. Bauchhenß 79 ff.).

Jupitertempel herkommt, dann trägt er deswegen in den Inschriften keinen weiteren Namen, weil er keinen – zumindest keinen keltischen – besitzt: es ist der stadtrömische Jupiter Optimus Maximus!

Mit einer knappen Zusammenfassung der erarbeiteten Ergebnisse beendet Bauchhenß die Interpretation des von ihm gesammelten Materials (83 f.). Als Hauptergebnis gilt ihm die Erkenntnis, daß die Jupitergigantensäulen der Germania Superior „sich aus zwei Wurzeln ableiten“ (83) lassen: Danach beruhen Form und Darstellungsprogramm dieser Weihedenkmäler weitgehend auf keltischen Religions-traditionen, die – bisher nicht bildlich gestaltet – nunmehr durch römischen Einfluß erste Darstellungs-formen erhalten: „Die Verehrung keltischer Gottheiten in Form von Bäumen, vor allem die Verehrung des obersten Himmelsgottes in Form einer Eiche“ (83) einerseits und starke römische Kunsttraditionen andererseits, wie sie etwa die Große Mainzer Jupitersäule dokumentiert, sind die zwei Grundlagen für die Entwicklung der obergermanischen Jupitergigantensäulen. Er wählt mit dieser Aussage einen vorsichtigen Mittelweg, welcher der eigentümlichen Denkmälergattung auf den ersten Blick zwar durchaus gerecht wird, bei genauerer Zurückverfolgung der typologischen Einzelmotive jedoch nicht ganz dem – trotz des Reiters – ‚klassisch‘ römischen Charakter der Denkmälergattung entspricht.

Noelke begründet in einleitenden Worten das Ziel seiner Arbeit, das stark vom Verlauf der bisherigen Forschungsgeschichte über die niedergermanischen Säulendenkmäler bestimmt wird (269 ff.). War deren erste große Periode – ganz entsprechend den Arbeiten zu den obergermanischen Gigantensäulen (vgl. Bauchhenß 5 ff. 10 ff.) – vornehmlich an Fragen interessiert, „welche nichtrömischen Götter, keltische oder germanische, in interpretatio Romana an Sockel, Säule und als Statue dargestellt seien“ (269), so ist es Noelkes Zielsetzung, über umfassende Materialvorlage hinaus nunmehr verstärkt den „zentralen Fragen nach den Vorbildern im Mutterland Italien“ nachzugehen und sich „dem Verhältnis der Gattung zu den einheimischen Kulturen“ zu widmen (271).

Seinem Vorhaben entsprechend, untersucht er die Denkmälergattung zunächst bezüglich ihres Typen-repertoires (272 ff.).

Ein Ausgangspunkt hierfür ist für Noelke die Säule von Köln-Weidenpesch (Kat. 10), von der höchst-wahrscheinlich alle Teile geborgen werden konnten, mit Ausnahme des Unterbaus: Sockel, Säule und bekrönende Statue. In diesem Zusammenhang stellt sich freilich ein weiteres Problem, indem sich verschiedene Aufstellungsformen andeuten: So stehen den etwa 75 Bekrönungsstatuetten nur etwa 27 Sockel gegenüber, und Noelkes Folgerung aus diesem Befund, „daß ein Teil der niedergermanischen Jupitermonumente keinen Sockel besaß und direkt . . . mittels einer Plinthe auf dem Unterbau angebracht war“, überzeugt voll und ganz. Die Orientierung wird vorerst noch dadurch erschwert, daß durch das Fehlen der Sockel eben diese auch als Inschriftträger ausfallen: So zählt Noelke lediglich neun Weihungen an IOM, ein Umstand, der noch schmerzlicher wird, da jene in Obergermanien zur Regel gehörenden Weihealtäre „in der unteren Provinz sogar ganz zu fehlen“ (273) scheinen.

Diesem an überlieferter Menge offenbar so unterschiedlichen Denkmälerbestand entsprechend, beginnt Noelke die Durchmusterung des Typenrepertoires mit den relativ besterhaltenen Bekrönungsstatuetten; unter diesem mit der zahlenmäßig am besten repräsentierten Gruppe: dem thronenden Jupiter (275 ff.). Die in zumindest 60 Exemplaren erhaltenen, typologisch im Grundschema vollkommen einander entsprechenden Statuetten unterteilt Noelke in vier Varianten, die sich in Sitzhaltung und Mantel-drapierung jeweils leicht unterscheiden. Da die Denkmäler fast übereinstimmend etwa der Einviertellebens-größe entsprechen, kann Noelke weitere, zwar im Typus entsprechende, jedoch an Format die Lebensgröße z. T. weit überschreitende Stücke aus der Gruppe der Säulenbekrönungen ausschließen (278).

Es folgt als weiterer Bekrönungstypus der Gigantenreiter (279). An Größe den thronenden Statuetten in etwa entsprechend, setzt er auch ähnlichformatige Stützen voraus, wenn auch viel weniger an Zahl: Nur mitunter begegnet er in Niedergermanien, sein Hauptverbreitungsgebiet ist die obergermanische Provinz (Bauchhenß 65 ff.).

Vollends vereinzelt begegnet der Jupiter stehend, mit neben ihm kauern den Giganten. Hier mag eine ephemere Mischform vorliegen, die sich aus dem sich überschneidenden vorbildgebenden Einfluß einerseits der Gigantenreiter und andererseits der Großen Mainzer Jupitersäule erklärt, die ja von einem stehenden ‚klassischen‘ Jupiter bekrönt war (280 f.).

Nach den verschiedenen Bekrönungsvarianten fährt Noelke fort mit den Stützen (281 ff.): Hier ist es die Schuppensäule mit ihren zahlreichen Varianten, die als Grundtypus eindeutig dominiert. Ihre aufwendigste Spielart – mit in der Regel drei übereinander gestaffelten Götterreliefs in der Front – ist dabei die zahlenmäßig stärkste Variante (285). Dies ist für die weitere Interpretation der Denkmäler wichtig, weil sich in ihrer weitläufigen Gruppe ein kanonisches Darstellungsprogramm feststellen läßt. So begegnet in der Regel in der obersten Stufe – also gleich unter dem bekrönenden Jupiter – die Juno, darunter Minerva; unter einer die Säule umlaufenden Tānie ein weiterer Gott, meistens Hercules oder Mercur.

Demgegenüber fallen sonstige Varianten – etwa Säulen mit Weinrankendekor und Reliefsäulen mit glattem Schaft – zahlenmäßig weit ab und werden als Sonderformen zu gelten haben (285 f.).

Im Gegensatz dazu ist eine weitere Gruppe wieder stärker vertreten und wohl ähnlich weit verbreitet gewesen wie die Schuppensäulen mit Götterreliefs in der Front, die Reliefpfeiler (287 ff.). Mit mehreren übereinander gestaffelten Reliefregistern geschmückt, sind sie auf allen vier, manchmal nur drei, zuweilen gar nur auf einer Seite skulpiert und weisen dabei das gleiche Bildprogramm auf wie die zitierten Säulen: Abgesehen von dem gegenüber den Säulen größeren Statuenrepertoire, das sie in ihren Registern vorführen, ist auch hier wieder die Kapitolinische Trias das thematische Darstellungszentrum.

Ein Kölner (?) Pfeiler bringt diese beide Denkmälergruppen verbindende Gemeinschaft, wie sie Noelke betont (288), am besten zum Ausdruck, indem wir ihn (Taf. 91,4) mit den Säulen von Kleinbouslar (Taf. 55,2) und Rheydt-Mülfort (Taf. 65,1) vergleichen; daß das hier formulierte Darstellungsprogramm letztlich noch weit über das bloße Thema ‚Kapitolinische Trias‘ hinausgeht und direkt die Kultbilder im Kapitolinischen Jupitertempel zu Rom wiedergibt, zeigt die Einbeziehung des Pfeilers vom Kölner Neumarkt (Taf. 90,2–5) in unseren Vergleich (dazu u. S. 465).

Mit einem kurzen Abschnitt über die Sockel, die hier offenbar einem weit weniger strengen Typenkanon unterliegen als etwa die Viergöttersteine Obergermaniens, auch an Zahl eine unvergleichlich kleinere Gruppe darstellen (289 ff.), beendet Noelke die Diskussion von Gattung und Typenrepertoire.

Es folgt ein Abschnitt über die Verbreitung der Gattung. Noelke kann dabei von etwa 208 Denkmälern ausgehen (293 ff.). So begegnet die „mit Abstand größte Fundkonzentration im heutigen Stadtkreis von Köln“: 57 von 208 Stücken; zweitstärkster Fundplatz ist Jülich (17 Stücke), dicht gefolgt von Bonn (15 Stücke) und Nijmegen (10 Stücke). Dabei nun macht Noelke eine interessante Entdeckung: „Während Köln, Bonn und Nijmegen insgesamt die reichsten Steindenkmälerbestände der Provinz besitzen, trifft dies nicht auf Jülich zu . . . Überhaupt ist der Fundanteil des Hinterlandes mit fast 50% ungewöhnlich hoch“ (293); ein ähnliches Fazit konnte auch Bauchhenß für seine Gigantendenkmäler ziehen (21 ff.):

Haben wir es bei der gesamten Großgruppe von Jupitersäulen, welche ja alle die Kapitolinische Trias als zentrales Darstellungsthema besitzen, etwa mit einer Denkmälergattung zu tun, die den römischen Staatskult ‚auf dem Lande‘ vertritt? Dies würde erklären, warum „nur relativ wenige innerhalb des Mauerberings der CCAA angetroffen“ (297) wurden: Dort gab es ja einen offiziellen Kult für die Trias. – Immerhin finden sich in der gesamten Gattung Anklänge an den Kapitolinischen Jupitertempel zu Rom selbst (dazu u. S. 464 f.).

Unter solchen Aspekten ist der Dedikantenkreis interessant, dem sich Noelke im folgenden widmet (307 f.): So wird vielleicht eher verständlich, „daß von den fünf Votiven, deren Stifter inschriftlich überliefert sind, immerhin eines von einem Militär gesetzt worden ist“ (308).

Ein weiteres Problemfeld eröffnet sich für Noelke in Fragen von Stil und Datierung der Denkmälergattung: „Während in Obergermanien bei immerhin zehn ganz oder teilweise erhaltenen Jupitersäulen das Datum der Weihung oder Wiederherstellung durch Inschriften überliefert ist, trifft dies bislang auf keinen der niedergermanischen Vertreter der Gattung zu“ (309). Er versucht, das Problem letztlich auf dem Umweg über datierbare Trias-Darstellungen zu lösen, ein Weg, der zumindest im Falle der als severisch erkannten Göttergruppe aus Carnuntum einleuchtet (321): Um die spätantoninisch-severische Zeit scheint sich in der Tat die Masse der Denkmäler zu konzentrieren (321 ff.). Wie bei den obergermanischen Denkmälern (Bauchhenß 27 f.) erlischt auch in Niedergermanien die Gattung im Verlauf der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts (333 f.).

Die berechtigte Hoffnung, Provinzschulen gegeneinander abzusetzen, gewinnt Noelke zu Recht aus der Tatsache, daß die Säulen-Bekrönungstypen in beiden Provinzen ein völlig gegensätzliches Bild geben

(335 ff.): So stehen in der Germania Inferior etwa 60 thronende Jupiter nur fünf Gigantenreitern gegenüber, während die Germania Superior 106 Reiter gegenüber nur neun Thronenden aufweist. Ähnliche, freilich an Zahl weniger stark ins Auge fallende, regionale Denkmäler-Varianten – so etwa das häufige Auftreten der Schuppensäule mit Frontrelief sowie der Reliefpfeiler in Niedergermanien – scheinen sich ebenso aus der Regionaltradition zu erklären (339) wie sonstige durchgehende Unterschiede im jeweiligen Typenfundus: So etwa die auffallend seltene Verwendung von Sockeln bei gleichzeitiger Themen-Einengung und Schmucklosigkeit im niedergermanischen Raum (340 f.).

In diesem Zusammenhang betont Noelke jedoch einen Umstand, der davor bewahrt, die Trennungslinie zwischen beiden germanischen Denkmäler-Großgruppen allzu scharf zu zeichnen: Was an Darstellungsthemen – etwa auf den Viergöttersteinen mit der Normalreihe – die niedergermanischen Sockel nicht abbilden, das übernehmen nunmehr die Stützen (341). Durch die gewissermaßen ‚geraffte‘ Begrenzung auf die triasbezogenen Götter wird damit für die niedergermanischen Denkmäler vielleicht ein etwas engerer Bezug zu jenem römischen Staatskult deutlich, und zumindest die Frage ist erlaubt – Noelke deutet sie an (337. 341) –, ob nicht der Kapitolinische Jupitertempel der Colonia Agrippinensis hier spiritus rector für die ganze Denkmälergattung gewesen sein könnte.

In einem weiteren Hauptkapitel, nun über ikonographische Fragen, widmet sich Noelke ausführlich der weitverzweigten Geschichte der Säulen- und Pfeilermonumente im römisch-mittelmeerischen Raum (351 ff.), dem zur weiteren Absicherung in griechischer Tradition überdies noch ein Exkurs angefügt ist (407 ff.). Es wird dabei deutlich, wie reich an Nuancen diese Denkmäler-Gattung im gesamten Altertum war, und es überrascht so zunächst, daß in den Nordprovinzen, freilich unsere Jupitersäulen ausgenommen, kaum eine kontinuierliche Folge solcher Monumente feststellbar ist (356 ff.). Kommen einmal Ansätze vergleichbarer Denkmäler vor, etwa im raetischen oder britischen Raum (361 ff.), so ist kein einziges Mal gallischer resp. germanischer Einfluß auszuschließen (363). Die Herleitung eben dieser beiden Großgruppen bleibt daher also noch offen: Ein wohl claudischer Reliefpfeiler aus der Narbonensis mag hier jedoch durchaus neue Einsichten bringen; jedenfalls besticht Noelkes Gedanke, die ara Galliarum mit ihrem Säulenschmuck in die Betrachtung einzubeziehen (365).

Über einen Absatz zur Ikonographie speziell der gallisch-germanischen Säulendenkmäler, in dessen Verlauf er vornehmlich nachweisen kann, daß die jeweils als Schaftschmuck benutzten vegetabilen Elemente wie Ranken (368 f.) und ‚Schuppen‘ (370 ff.) alle im römischen Kunstrepertoire wurzeln, befaßt er sich noch mit den Statuentypen der Bekrönungsfiguren (376 ff.).

Während der mit Adler und Blitz auf der Großen Mainzer Jupitersäule stehende Gott eine ‚römisch-klassische‘ Ausnahme und zudem der früheste Vertreter unserer Großgruppe ist (376 f.), zeigt der von einem kauernenden Giganten begleitete, stehende Gott eindeutig provinzielle Natur (377). Bei seiner ikonographischen Erklärung denkt Noelke – sicher mit Recht – an die Unterwerfungssymbolik zwischen Barbar und siegendem Kaiser.

Bei der Erklärung der Gigantenreiter sieht Noelke den gleichen typologischen Hintergrund (378 f.): Hier „gewinnt die vor allem von Bauchhenß vertretene Ableitung der Gigantenreiter aus der kaiserlichen Triumphalkunst ein hohes Maß an Wahrscheinlichkeit“ (379).

Rez. kann zwar nicht leugnen, daß der Reiter in seiner stereotyp gegebenen Montur nicht aus der klassischen Kunsttradition stammen kann, gibt aber zu bedenken, daß bei dieser Erklärung der Reiter als einziges kontinuierlich verwendetes Element aus der sonst durchweg triasbezogenen Aussage sowohl der ober- als auch der niedergermanischen Säulendenkmäler herausfallen würde: Wenn Rez. sich auch einer gewissen Spekulation bewußt ist, so möge doch, auch bezüglich der niedergermanischen Denkmäler, die Frage erlaubt sein, ob nicht auch hier ein Bezug zum üblichen Götter-Kontext unserer Denkmälergruppe besteht (die obergermanischen vgl. o. S. 458 f.).

Das eben Gefragte bestätigend, tritt als verwandtes Motiv der von einer Biga herab einen Giganten bekämpfende Jupiter hinzu (379). Noelke überzeugt hier völlig, wenn er in diesem Motiv eine ‚vereinfachte‘ Quadriga sieht. In diesem Zusammenhang wird aber wieder die alte Vermutung von Oxé interessant, der an das Hauptakroter des stadtrömischen Jupiter-Capitolinus-Tempels gedacht hat. Wie eine bisher nicht in unserem Zusammenhang diskutierte Münzprägung beweist, befand sich auch in dessen Giebelregion ein Gigant (vgl. o. S. 459).

Als die oben angestellten Vermutungen m. E. bestätigendes Element tritt die letzte Bekrönungsgattung hinzu, die an Zahl gleichzeitig auch die größte ist: Der thronende Gott im statuarischen Grundtypus des Jupiter Capitolinus. Noelke diskutiert die Situation kurz und klar, so daß Rez. nur bleibt, auf einige Zusätze zu verweisen, die das vom Autor vermittelte Bild unterstreichen (dazu S. 463 f.). Wie kein anderes Element verbindet dieser Bekrönungstypus die gesamte niedergermanische Denkmälergruppe, und Noelke benennt ihre Herkunft, indem er als deren lokale Vorbilder „die in den Capitolia der Provinzen vorauszusetzenden Kultbildgruppen“ (382) verantwortlich macht.

In einem gerafften und somit gut überschaubaren Kapitel über „Deutungsfragen“ beschließt Noelke seine Untersuchungen zu den niedergermanischen Jupitersäulen und -pfeilern, die nicht nur für sich allein, sondern zusätzlich im Kontext zu den von Bauchhenß vorgelegten obergermanischen Gigantensäulen von beachtlichem Wert sind (391 ff.). Von besonderer Wichtigkeit für das entwicklungsgeschichtliche Verständnis beider Denkmälergruppen scheint Rez. die Feststellung Noelkes, „daß die Adaptierung der Jupiterfiguren vom Capitolinustypus für die Gattung eher erfolgt ist, als die Konzipierung des Gigantenreiters“ (390).

Sollte nun unsere Auffassung von der römischen Entstehung des Gigantenreiters zutreffen (vgl. o. S. 458 f.), so wäre zwar nicht unbedingt eine besonders große Zeitspanne für die ‚Konzipierung‘ des Gigantenreiters zu postulieren: Beide Motivgruppen hätten dann annähernd gleichzeitig vom gemeinsamen Vorbild – dem stadtrömischen Jupiter-Capitolinus-Tempel – übernommen worden sein können. Noelkes Verdienst liegt vornehmlich darin, erwiesen zu haben, daß die niedergermanischen Denkmäler mit ihren rund sechzig nach Art des Kapitolinischen Jupiter-Kultbildes zu Rom thronenden Jupiterstatuetten eine autarke Gattung darstellen, welche den obergermanischen Gigantensäulen in zeitlicher wie räumlicher Ausdehnung vollkommen entspricht<sup>23</sup>.

Dies ist deshalb so wichtig, weil die niedergermanische Denkmälergruppe einen Vorgang beweiskräftig ‚illustriert‘, welcher bei der obergermanischen Gruppe – vor allem was den Gigantenreiter betrifft – allenfalls in starker Verfremdung feststellbar ist, die Motiv-Adaptierung direkt aus Rom: War dort die für den herstellenden Künstler äußerst problematische von uns postulierte ‚Jupiter-Giganten-Quadriga‘ zuerst auf eine Biga-Version reduziert worden und dann gar auf einen bloßen Reiter (vgl. S. 459.), so haben die niedergermanischen Künstler nicht solche Probleme: Durch den relativ einfachen kubischen Aufbau des thronenden Gottes befähigt, setzen sie quasi ein ‚Modell‘ des stadtrömischen Capitolinus-Kultbildes auf ihre Säulen resp. Pfeiler!

Diesen Vorgang hat Noelke grundsätzlich diskutiert (380 ff.), und Rez. bleibt nur zu unterstreichen, wie eng am Vorbilde orientiert man bei dieser ‚Kultbild-Übertragung‘ teilweise vorging. Da die Masse der Denkmäler zu einer Zeit geweiht wurde, als im stadtrömischen Tempel die letzte große statuarische Version des Jupiter-Capitolinus – das von Domitian eingeweihte Kultbild – aufgestellt war, bietet sich zwangsläufig an, die Rezeption eben dieses Kultbildes auf den niedergermanischen Jupitersäulen und -pfeilern zuerst noch einmal kurz nachzuvollziehen (vgl. Noelke Typus a, 276. 380 ff.)<sup>24</sup>.

Bereits das im Jahre 69 v. Chr. durch Q. Lutatius Catulus – den damaligen curator Capitoli restituendi causa – neu eingeweihte Capitolinische Jupiter-Kultbild hatte endgültige Maßstäbe für die Vorstellung des Römers von dem thronenden Hauptgott des Reiches gesetzt<sup>25</sup>: Streng nach vorn rechts orientiert, thront der Gott in repräsentativer Haltung und hat dabei den linken Unterschenkel nach vorn, den rechten nach hinten zurückgesetzt. Während die linke Hand hoch zum Halten des Szepters ausgreift, ist die rechte nach vorn gesenkt und hält das Blitzbündel über den Schoß. Ein halbrund gelegter, also zweiendiger Mantel deckt Unterkörper und Rücken samt linker Schulter; dessen eines – linkes – Ende ist dabei als Schulterbausch über den Oberarm drapiert, während das andere – rechte – Ende als wulstförmige Stoffbahn zusammengenommen um die rechte Hüfte nach vorn in den Schoß einbiegt; bis

<sup>23</sup> So grenzen sich die beiden Germanien – in ihrer jeweiligen Fundmasse durchaus gleichberechtigt – deutlich gegeneinander ab: In diesem Sinne entspricht mit etwa 60 thronenden Iuppiterstatuetten bei nur 5 Gigantenreitern die Inferior ganz der Superior mit etwa 106 Reitern und nur 9 thronenden Göttern (Zählung nach Noelke 335).

<sup>24</sup> Rez. ist sich bewußt, daß hier nicht der Ort für Exkurse ist. Nur weil von Noelke mit unpubl. Material zitiert (381 f.), fühlt er sich verpflichtet, im folgenden einige Leitgedanken zu geben.

<sup>25</sup> Dazu vorerst Rez., 5. TrWPr 1983 (1984) 12 ff. Taf. 9,4.

auf den linken Oberschenkel läuft es glatt durch, um dann – in großer Schlaufe gewendet – zwischen den Unterschenkeln zu Boden zu fallen.

Dieser für das gesamte weitere römische Kultbild-Schaffen ‚epoche‘-machende statuentypologische Entwurf<sup>26</sup> ist schließlich auch Grundlage für die domitianische Neufassung des kapitolinischen Jupiter-Kultbildes geworden, die sich in zahlreichen heterogenen Denkmälern erhalten hat. Ausgangsbasis sind Denar-Emissionen Domitians selbst, die den neugeweihten Staatsstempel vorstellen<sup>27</sup>: Ausgestattet mit überreichem statuarischem Giebel- und Firstschmuck sowie der monumentalen Weiheinschrift des Kaisers zeigt die korinthische, sechssäulige Front die Kultbilder durch die Interkolumnien hindurch, und es sind somit wenigstens deren statuarische Grundtypen zu fassen. Während die Göttinnen in ihren seitlichen Zellen stehen, erscheint Jupiter selbst thronend im Zentrum.

So klein und für unsere Zwecke unzulänglich dessen Darstellung auch ist – mittels einer gedanklichen Brücke können wir Anschluß an bessere Zeugen seines statuarischen Typus gewinnen. Hatte sich bereits anlässlich der kapitolinischen Kultbild-Weiheung vor 69 v. Chr. die „Maßgabe des großen Vorbildes in Rom für diejenigen Kultbilder in den Kolonien, die zur Zeit seines Bestehens erstellt wurden“, gezeigt<sup>28</sup>, so dürfen wir angesichts der domitianischen Neuweiheung mit ähnlichen Formen der Weiterverbreitung rechnen.

Darin bestärkt uns etwa der kolossale mit Kopf erhaltene Rumpf des Jupiter-Kultbildes von Thubursicum Numidarum<sup>29</sup>, einer nordafrikanischen Kolonie, die im hohen 3. Jahrhundert deduziert wurde<sup>30</sup>, in einer Zeit also, als der Capitolinus in Rom schon fast 200 Jahre in seinem Tempel stand. Der statuarische Grundtypus des Torsos steht ganz in der Tradition des stadtrömischen Kultbildes von 69 v. Chr. – allein seine Abweichungen von jenem sind es, die Zugang zu einer Denkmälergruppe verschaffen, welche das domitianische Kultbild zu Rom überliefert. So ist vor allem die Bewegung des Oberkörpers gegenüber jenem spätrepublikanischen Vorbild<sup>31</sup> deutlich gesteigert und die einst klar und knapp gegliederten Partien von Haupt- und Barthaaren nun kleinteiliger gestaltet und in der Substanz annähernd verdoppelt<sup>32</sup>. Diese Kriterien sind es, die eine derart große und heterogene, gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. einsetzende Denkmälergruppe in sich vereint, daß hinter ihr nur das zentrale domitianische Jupiter-Capitolinus-Kultbild zu Rom stehen kann: Seinen statuarischen Typus mag ein Vertreter der Gruppe, eine Kleinbronze aus Antium, gegenüber dem Ur-Vorbild von 69 v. Chr. erklären<sup>33</sup>: Während die statuarischen Grundtypen völlig einander entsprechen, bildet die Manteldrapierung das einzige Unterscheidungskriterium, und zwar jene Stoffbahn im Schoß des thronenden Gottes, welche schon für die Benennung des spätrepublikanischen Kultbildes als ‚Leitmotiv‘ diente<sup>34</sup>. Hing sie dort, über dem linken Oberschenkel in großem Bogen gewendet, zwischen den Unterschenkeln zu Boden herab, so ist sie am domitianischen Nachfolge-Kultbild über eben dem linken Oberschenkel in enger Schlaufe umgekehrt und – mit ihrem Ende nicht sichtbar – unter den quer über den Schoß laufenden Hauptwulst geschoben.

Dieses ‚domitianische Leitmotiv‘ ist es also, das uns einen direkten Übergang in die niedergermanischen Capitolinus-Darstellungen eröffnet, in jene Gruppe, die Noelke mit Recht in ihrer Masse unter „Typus a“ zusammenfaßt (276). Freilich wird auch hier – wie schon anlässlich der obergermanischen Gigantenreiter betont – ein gewisser Hang zur Vereinfachung sichtbar: Jene Schlaufe über dem linken Oberschenkel wird oft zugunsten einer glatt nach außen zu Boden fallenden Stoffbahn vereinfacht; diese ist also – soweit sie Stücke in Noelkes Typus a zeigen – eine Variante des reinen domitianischen Kultbildtypus.

<sup>26</sup> Zu seinem statuentypologischen Einfluß auf andere Darstellungen Jupiters vorerst Rez. a. O. 16 f.; zu seinem entsprechenden Einfluß auch auf andere Götter ebd. 17 ff.

<sup>27</sup> BMC, Mattingly, Coins II 346 Nr. 242.

<sup>28</sup> Dazu vorerst Rez., 5. TrWPr 1983 (1984) 16.

<sup>29</sup> A. Ballu, BAParis 1905, 80 Taf. 8. – A. Joly, RecConstantine 39, 1905, 181 Abb. 26. – Zuletzt M. Cagiano de Azevedo, MemPontAcc 5, 1941, 54.

<sup>30</sup> RE IV 1 (1901) 556 Nr. 327 (Kornemann).

<sup>31</sup> Zum statuarischen Typus dieses spätrepublikanischen Vorbildes vorerst Rez. a. O. 14 f. Taf. 9,4; 12 ff.

<sup>32</sup> Zum physiognomischen Typus jenes Vorbildes vorerst Rez. a. O. 12 f. Taf. 10 f.

<sup>33</sup> Die Statuette von Antium vgl. bei H. Menzel, JbMainz 10, 1963, 193 Anm. 7 Taf. 33,4; weitere Parallelen vgl. Rez., AA 1972, 256 Anm. 24.

<sup>34</sup> Zur Verbreitungsweise dieses Leitmotivs vorerst Rez., 5. TrWPr 1983 (1984) 12.

Bezeichnenderweise ist es gerade ein größeres Stück, welches das originale Motiv am getreuesten aufnimmt: die beinahe lebensgroße Statue aus einem Tempelbezirk vom Kleinen Griechenmarkt in Köln (Noelke 278 Kat. 72). Fällt dieses Stück aufgrund seines Formates wirklich aus der Gruppe der Jupitersäulen-Bekrönungen heraus, wie es Noelke mit Recht für möglich hält, oder ist es gar als ein Kultbild zu interpretieren (278), dann hätten wir hier vielleicht sogar einmal den Verbreitungshergang unseres Typus direkt vor Augen, nämlich über „die in den Capitolia der Provinzen vorauszusetzenden Kultbildgruppen“ (Noelke 382)<sup>35</sup>. Wie treu dabei zuweilen die Übertragung des Typus – sei es nun direkt aus Rom oder auch über die Zwischenstation eines Provinz-Kapitols – erfolgt ist, mögen abschließend auch wenige Statuetten beweisen, die ganz sicher in unsere niedergermanische Denkmälergruppe gehören: So die Stücke aus Köln (Noelke Kat. 41; vgl. bes. Taf. 74,3), Neuss (Noelke Kat. 57) und Freialdenhoven (Noelke Kat. 31 Taf. 73,1), denen sich noch weitere anschließen lassen<sup>36</sup>.

Die Statuetten aus Neuss und Freialdenhoven berühren abschließend ein weiteres Problem: Mit der ihnen eigenen Kombination von äußerster Typentreue und künstlerischer Minderwertigkeit erlauben sie zumindest die Frage, ob den Künstlern etwa skizzenbuchähnliche Kodizes vorgelegen haben könnten, aus denen sie Typus sowie Benennung der jeweils in Auftrag genommenen Statuen schöpften; anders wäre das Phänomen kaum zu erklären, denn schwerlich haben alle Bildhauerwerkstätten immer in der Nähe eines ‚maßgeblichen‘ Tempels gelegen: „Im Zuge der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Niedergermaniens ließen sich auch außerhalb der Zentren an kleineren Orten, selbst im Hinterland, Bildhauer und Steinmetzen nieder“ (Noelke 344 mit Anm. 412).

Diese Frage bezieht sich natürlich nicht nur auf den Jupiter Capitolinus. Auch die Darstellungsformen der Synnaoi wären unter diesen Aspekten zu prüfen, ganz abgesehen von den zahlreichen sonst im Rahmen der Denkmälergattung begegnenden Göttern; dazu ist hier nicht der Ort. – Zu Juno und Minerva indes, soweit sie auf niedergermanischen Jupitersäulen resp. -pfeilern begegnen, ist noch kurz Stellung zu nehmen, weil ihre Darstellungsformen sich weitgehend mit denen berühren, die wir schon bezüglich der obergermanischen Viergöttersteine ansprechen:

Wie Noelke für die niedergermanischen Denkmäler betont, „muß bei den Stiftern der Anatheme auch die Vorstellung der römischen Trias eine Rolle gespielt haben“ (403). Er stützt seine Annahme auf den Umstand, daß vornehmlich die Schuppensäulen mit Frontalrelief unmittelbar unter dem bekrönenden Capitolinus Juno und Minerva abbilden und damit deutlich an die Trias Capitolina erinnern (Noelke Kat. 6. 10. 11. 109); indem sie zusätzlich entweder Mercur (Noelke Kat. 6. 109) oder Hercules (Noelke Kat. 11) abbilden, ist die Brücke zur Normalreihe der obergermanischen Viergöttersteine geschlagen, und es ergibt sich eine entsprechende kultische Deutung (vgl. S. 456).

Hatte Rez. dort versucht, mittels eines neuen Ablese-Vorschlags nicht nur die Kapitolinische Trias schlechthin, sondern den stadtrömischen Jupiter-Capitolinus-Tempel selbst in seinem Statuenschmuck zu erkennen, so ergibt sich hier eine ähnliche Situation: Zwar verbieten die zitierten Säulen aus technischen Gründen, die Trias-Götter ‚nebeneinander‘ zu sehen; ein Vertreter der gleichen Gattung jedoch, der Pfeiler vom Neumarkt in Köln (Noelke Kat. 172) führt vor Augen, daß den niedergermanischen Denkmälern die gleiche Vorstellung – die Vorstellung vom Statuenschmuck des stadtrömischen Jupiter-Capitolinus-Tempel – zugrundeliegen muß. Betrachten wir – wie bei den Viergöttersteinen mit der Normalreihe – die Göttinnen von der sie trennenden senkrechten Pfeilerkante ausgehend, so ergibt sich auch hier die Kultbild-Standordnung des stadtrömischen Tempels: Minerva – (Jupiter auf der Spitze des Pfeilers) – Juno; die Verwendung der ‚Beigötter‘ Mercur und Hercules auf den Säulen zeigt überdies, daß man auch hier an die gesamte Statuenfront des Capitol-Tempels dachte.

Ein weiteres, die ober- und niedergermanischen Denkmäler fest verbindendes Element kommt noch hinzu: Denn sogar einander entsprechende statuarische Typen werden für Juno und Minerva benutzt! So begegnen die an dem zitierten Pfeiler vom Neumarkt zu Köln für die Göttinnen verwendeten Typen samt Kleidung (vgl. Noelke Taf. 90, 2.5) etwa an den Säulen von Kleinbouslar (Noelke Taf. 55,2) und Rheydt-Mülfort (Noelke Taf. 65,1) erneut und kehren – in gleicher Kombination – auch an diversen Viergöttersteinen wieder. Stücke aus Godramstein (Bauchhenß Kat. 184) und Heidesheim (Bauchhenß

<sup>35</sup> Zur Wirkungskraft solcher Kultbilder vorerst Rez., a. O. 16.

<sup>36</sup> So etwa ein Stück aus Nijmegen (Noelke a. O. 439 Kat. 63).

Kat. 220) stehen als partes pro toto für diese interessante Erscheinung und erneuern unsere Frage nach einst vorhandenen Skizzenbüchern, aus denen die Künstler ihre Motive bezogen.

Mit den abschließenden Fragen zur Statuentypologie ist der hier zu behandelnde Themenkomplex jedoch schon fast überschritten. Das Bedürfnis, sich diesen Fragen künftig in größerer Breite zu widmen, verdankt Rez. den beiden vorliegenden Arbeiten. Noelke hat dabei den kulturgeschichtlich ‚römischen‘ Hintergrund – unterstützt durch die eindeutigen Kultbild-Bekrönungen – klarer formuliert. Beide Autoren aber haben das große Verdienst, eine der breitesten provinzialrömischen Denkmälereigenschaften wieder in die Diskussion eingeführt zu haben, die seit einem Menschenalter vernachlässigt war. – Ihre reichen Ergebnisse werden dem Leser genügend feste Punkte vermitteln, von denen ausgehend er bisher noch offene Fragen angehen kann.

Bernd Harald Krause, Trier

**Fanette Laubenheimer**, La production des amphores en Gaule Narbonnaise. Annales Littéraires de l'Université de Besançon 327; Centre de Recherches d'Histoire Ancienne 66 (Les Belles Lettres, Paris 1985) 466 S., 202 Textabl. Broschiert. 200,- FF.

Die Produktion von Amphoren – definiert als zweihenklige Behälter zum Transport von bestimmten Lebensmitteln meist für den Export – ist zwar in Südgallien auch außerhalb der Narbonensis seit über 100 Jahren bekannt, aber noch nie systematisch zusammengestellt und gewürdigt worden. Es ist deshalb ein großes Verdienst der Verf., sich dieser Fragen angenommen zu haben. Deren Beantwortung wird nicht nur Auskünfte über landwirtschaftliche Strukturen in der früh romanisierten Narbonensis geben, sondern auch über Exporte und Handelsbeziehungen nach anderen Teilen des Imperium Romanum. Für den Mittelmeerraum ist die Kenntnis dieser Produktionszentren in Südfrankreich wichtig im Vergleich mit den übrigen Zonen, die Lebensmittel (in Amphoren) exportierten. Von Norden her gesehen interessieren die Aspekte des provinzialrömischen Marktes und Imports, werden doch diese Amphoren südgallischer Provenienz nördlich der Alpen in großer Zahl gefunden. „Leitfossil“ sind flachbodige kleinere Amphoren für Wein von etwa 60 cm Höhe, 10 kg Gewicht und dem Fassungsvermögen einer römischen *amphora* (26 l) und etwas mehr. Sie sind zuweilen gestempelt und tragen auch Pinselaufschriften, die allerdings im Boden oft vergangen sind.

Die südgallischen Amphorentöpfereien produzierten aber nicht nur flachbodige, sondern während der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts zuweilen auch „klassische“ Weinamphoren: Spätformen der Dressel 1, Pascual 1, Dressel 2–4, und selten vielleicht auch andere Formen. Weitaus am häufigsten und am längsten wurden aber flachbodige Behälter hergestellt, die auf der Formentafel von H. Dressel im CIL XV etwa den mit den Nrn. 28 und 30 bezeichneten Amphoren entsprechen und inzwischen eine ganze Reihe eigener Numerierungen und Typenbezeichnungen erhalten haben (s. u.).

Die Arbeit über die Amphorenproduktion in der Gallia Narbonensis, eine Habilitationsschrift an der Universität Montpellier, ist das Ergebnis einer seit 1976 geführten, breit angelegten und durch naturwissenschaftliche Tonalysen ergänzten Materialsammlung sowie von Prospektionen und Geländeuntersuchungen, an der Verf. und mehrere lokale Archäologen beteiligt waren. Aus der Lektüre des Buches ist zu schließen (ohne daß dies vermerkt wäre), daß die Materialaufnahme etwa 1981 abgeschlossen wurde. Auch die umfangreiche Bibliographie ist nach 1981 nur noch punktuell weitergeführt.

Das Ziel der vorliegenden Arbeit kann nicht ein Handbuch über die südgallische Amphorenproduktion sein, da erst ein kleiner Teil der einst vorhandenen Töpfereien bekannt und erfaßt ist. Angestrebt wurde ein Arbeitsinstrument mit den „Methoden und Grundlagen zur Identifizierung und Charakterisierung der kaiserzeitlichen Amphorenproduktion, um daraus die Handelswege zu erschließen, auf denen Lebensmittel aus der Narbonensis exportiert und verhandelt wurden“ (S. 8, Uebers. Rez.).

Ein forschungsgeschichtliches Kapitel stellt die bereits früher bekannten Funde und Quellen und deren Interpretation kritisch zusammen. Man nimmt dabei zur Kenntnis, daß im Anschluß an H. Dressel O. Bohn im CIL XIII aufgrund von Namenformen bei verschiedenen Stempeln an gallische Herkunft dachte, ohne aber die jeweilige Form der Amphore beziehungsweise des gestempelten Gefäßes (auch